

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

61 (12.3.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 11

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 61

Nr. 11

Samstag, den 12. März

1932

Der Weg des Tonfilms

Erfunden wird bekanntlich sehr viel, auch wirklich Wertvolles. Aber bis es in den allgemeinen Gebrauch übergeht, dazu ist mehr nötig als ein denkendes Gehirn. Und manche große Sache kommt nur durch einen glücklichen Zufall zur Blüte.

Auch im Grunde der Tonfilm. Sein Siegeszug begann wie ein modernes Märchen. In New York kämpfte eine kleine Filmgesellschaft einen zähen Kampf mit der Pleite, und der Zeiger des Geschäftsbarometers war trotz aller Anstrengungen nicht auf „schön Wetter“ zu bringen. Da entschloß man sich mit dem Rest der Kraft zu einem letzten Versuch: man sicherte sich das Vitaphonpatent und wagte den ersten Tonfilm. Ein wenig bekannter Kabarettist — russischer Emigrant — wurde verpflichtet, ein sehr rührendes Manuskript mit einem Engländer von kleinen Zügen als Star gedreht. Die Warner Brothers machten den „Singen den Karren“ mit Al Jolson und Sonny boy.

Der Welterfolg schuf eine Weltfirma. Der Tonfilm, noch vor wenigen Jahren ein vollständig durchgefallenes Experiment, bei dem ein Mann wie William Fox auf der Straße geblieben war, schnellte auf höchste Kurse. Alle abgelegten Patente wurden hervorgeholt, neue erfunden — ein Rennen der Filmgesellschaften begann, in das sich große Elektrizitätskonzerne wie die Western Electric einschickten: Wer keine Tonfilmpatente zu erwerben verstand, mußte den Betrieb schließen; in wenigen Monaten beherrschten die „talkies“ alle Kinos der Vereinigten Staaten.

Und Europa? In diesem Kampf um einen neuen großen Weltwirtschaftsfaktor war es vorerst dazu verurteilt, zuzusehen, bis die ungeheuren Patentprozesse entschieden waren, die zwischen der alten und der neuen Welt ausgetragen wurden. Als Sieger ging das Tonbildsyndikat (Tobis) hervor. Diese Gesellschaft nimmt seitdem eine Monopolstellung ein, sie besitzt alle europäischen Patente, ohne sie kommt kein Tonfilm zustande. Erst nach dem Friedensschluß in Paris konnte man nun auch in Deutschland an die Auswertung der neuen Erfindung gehen.

Hier muß ein Stück Erfindergeschick eingeschaltet werden. Denn „neu“ war die Sache mit dem Tonfilm keineswegs. Bereits vor dem Weltkriege hatte man in Deutschland Versuche unternommen, dem stummen Film mit Hilfe der Schallplatte Sprache und Geräusch hinzuzufügen. Mag es nun an der damaligen Unvollkommenheit der Schallplatten gelegen haben — die elektroakustische Aufnahme und Wiedergabe ist ein Geschenk der jungen Radiotechnik — oder war die Zeit dafür nicht reif; jedenfalls bestand in der Öffentlichkeit kein Bedürfnis nach der Neuerung, und die Versuche wurden wieder eingestellt.

1923 war es inzwischen geworden, als in Deutschland ein anderes Verfahren, das des Lichtphotographierten Tons, eine Umwälzung heraufzubeschwören schien. Unter dem Namen „Tri-Ergon“ (Dreimännerwerk) wurde eine verblüffende Erfindung an die Öffentlichkeit gebracht, in der technischen Leistung erstaunlich, von der Presse wärmstens begrüßt. Aber auch dieses Werk verstummte, nachdem es kurze Zeit eine Sensation für Varietés war, ohne an bedeutendere Filmstoffe heranzugehen. Einzelne Re-

den hatte man aufgenommen, Tiere mit ihren Stimmen, Industriewerke mit ihrem Lärm — mehr nicht. Seitdem liegt über dieser Sache völliges Dunkel. Allerdings hatten die Erfinder damals schon 10 Jahre und mehr daran gearbeitet, und vielleicht tritt diese Beharrlichkeit eines Tages wieder in Erscheinung.

Das gehört zur Vorgeschichte. Der erste deutsche Tonfilm, den die Ufa herausbrachte, war „Melodie des Herzens“, ein ungarischer Operettenstoff mit volkstümlichem Einschlag: Liebe, Landschaft und Soldaten. Die tontechnische Leistung gelang — für damals — hervorragend; man hatte sich die amerikanischen Erfahrungen zunutze gemacht und vermied dadurch leicht die ersten „Kinderkrankheiten“. Es folgte das großartige Sprechgemälde „Atlantique“, von Dupont mit Fortner in London gedreht, die erschütternde „Legte Kompagnie“ mit Conrad Veidt, der lustige „Unsterbliche Lump“ und als größter Erfolg der „Blau Engel“, der dem Menschenmeister Jannings neuen Weltruhm brachte und die raffige Marlene Dietrich nach Hollywood trug.

Die ersten Schlächten waren Siege. In die Kinos der kleinsten Straßen drang der Tonfilmapparat vor. Der Kampfbruch „Wir bringen doch den stummen Film!“, in schön gemalten Plakaten trotzig ausgehängt, wurde immer leiser. Erstens, weil keine stummen Filme mehr gedreht wurden, und zweitens, weil niemand mehr hinging. Eines Tages war das Plakat dann verschwunden; an seiner Stelle hing ein neues da: „Wegen Einbau einer Tonfilmanlage kurze Zeit geschlossen“. Dabei wurde man ein wenig sentimental, aber was half's? Fortschritt fordert seit jeher Opfer.

Auch im Tonfilm blieb nach der allgemeinen Umstellung Deutschland der größte Produzent der alten Welt, nicht zuletzt geschützt durch eine Einfuhrbeschränkung für fremde Fabrikate. Was das Ausland — in weitem Umfange zunächst Frankreich — hervorbringt, findet nur selten den Weg über die Grenzen. René Clairs „Unter den Dächern von Paris“ und „Die Million“, starke Persönlichkeitsleistungen einer mutigen Avantgarde, sind bisher die einzigen Filme, die einen intereuropäischen Erfolg erzielten. Daß dies in ihrer Landessprache möglich war, zeugt für die Größe des Kunstwerkes. Wohl liegt in dem begrenzten Sprachgebiet ein bedeutendes Hindernis für die internationale Ausbreitung, aber gerade die beiden genannten Filme geben den Beweis, daß letztlich die Macht der künstlerischen Gestaltung diese Schwierigkeit zu überwinden vermag. Wobingegen bezeichnend ist, daß die Pariser Ateliers der Paramount, die die amerikanischen Tonfilme in die europäischen Sprachen überführen, aufgelöst werden. Sie konnten sich nicht bewähren, einfach weil die Filme aus Hollywood nichts taugen — für unseren Geschmack!

Englands Produktion ist ganz minimal, sie hat nur im Range Bedeutung; auch Italien erlebte — trotz staatlicher Nachhilfe — keine Entwicklung. Mit den übrigen Ländern steht es ähnlich.

Was die deutschen Gesellschaften herausbringen, ist im Durchschnitt gute Unterhaltung. Nach einer überschwemmung mit teils fürstlichen, teils volkstümlichen Tonfilmoperetten, in dem berückichtigten Zweischlagerystem, kam der Kriminalreißer an die Reihe. Sein Erfolg, getragen von einem spannenden Inhalt und einer überaus

geschickten Regie, ist nicht geringer, aber die hastige Ausnutzung der Konjunktur hat ihm jetzt ein Ende bereitet. Der Kriminalfilm dürfte augenblicklich in den letzten Blättern liegen. Vom „Tiger“ über den raffinierten „Schuß im Tonfilmatelier“, das humorvolle „Gestohlene Gesicht“ bis zu Fritz Langs „M“ ist ein Weg in immer gleichbleibender Landschaft: Allmählich wird die Sache langweilig. Auch die Militärposen mit dem grotesken Felix Bressart sollte man nicht zu sehr hinschleifen. Von den Tenorstimmen mit dem komödiantischen Selben ganz zu schweigen. (Sie sollen allerdings gegen den Ungeschmack amerikanischen Schablone noch Gold sein.)

Freilich, auf gewagte Experimente mag sich niemand einlassen, was in dieser wirtschaftsmaroden Zeit schon verständlich ist. Dazu droht eine teilweise recht engherzige Zensur, deren Verbot eine schwere Geschäftsbedingung bedeuten würde. Da tritt man lieber in erprobte Fußstapfen. Der Grundsatz regiert: Niemand verlegen, aber alle glänzend unterhalten. Obwohl auf der andern Seite Erfolge wie die „Affaire Dreyfus“ und „Vorunteruchung“ zu denken geben sollten. Aber hier hat das Theater den Typ gegeben, und von seiner Substanz zehrt man dabei eigentlich — und schädigt es unzweifelhaft. Denn ein deutscher Kleinstädter sieht sich, mit Recht, ein tonverfilmtes Bühnenwerk in großer Befregung lieber an als eine vielleicht drittrangige Aufführung in seinem Provinztheater. Nur wenn der Film — wie im Falle „Vorunteruchung“ — ganz auf Kosten des Bühnenwerkes lebt, das heißt ohne eine grundlegende, rein filmische Umgestaltung, verliert er moralisch seine Berechtigung. Im bürgerlichen Leben dürfte das nichts anderes als unlauterer Wettbewerb sein. Wobei aber in letzter Hinsicht wieder der Erfolg, durch den größeren Aufwand im voraus gesichert, entscheidet. Auf jeden Fall ist hier etwas faul im Staate. . . . Dr. Eberhard Moes.

Zwischen China und Bockbier

Geographische Launen unserer Sprache

Wir bezeichnen heute Gelehrte, die sich mit chinesischer Sprache und Kultur beschäftigen, als „Sinologen“. Wie in diesem Worte, so hat sich in unserer „Apfelsine“, dem „Apfel aus Sina“, der alte Name für China erhalten, der im 16. Jahrhundert, als die Portugiesen die Frucht nach Europa einführten, der allgemein übliche war. Aber auch im „Apfel“ steckt ein Stück Geographie! Er ist nach der süditalienischen Stadt Apella genannt, die im Altertum durch ihren Reichtum an Äpfeln berühmt war und schon von Vergil als die „apfelreiche“ gepriesen wird, ebenso wie die ihm verwandte „Quitt“ nach dem alten Skydonia auf Kreta. In Deutschland hat der Apfel dann seinerseits der Stadt Apolda in Thüringen den Namen gegeben. Andere italienische Städte verstecken sich z. B. in unserer „Bronze“, die ihren Namen nach Brundisium, dem jetzigen Brindisi, trägt, in der Bezeichnung für jene glasierten Wandfliesen und Gefäße, die man seit dem 14. Jahrhundert in Faenza bei Ravenna herstellte, den „Fayencen“, und im „Erz“; dieses ist nach Arezzo in Italien benannt, wo sich früher große Waffenfabriken befanden.

Während man dem „Dajonett“ ohne weiteres seinen kriegerischen Ursprung glauben wird — es wurde zum

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Heuschreckenbekämpfung durch Flugzeuge

Eine der schlimmsten Plagen tropischer und subtropischer Länder sind die Heuschreckenschwärme, die unversehens wie eine schwarze Wolke am Himmel auftauchen und dort, wo sie einfallen, keinen Palm, kein grünes Blatt, von ihrer Fresswut unversehrt lassen. Millionenwerte werden auf diese Weise alljährlich vernichtet, obwohl in den bedrohten Ländern privater und behördlicherseits weder Mühe noch Kosten gescheut werden, um endlich ein wirksames Kampfmittel gegen die Heuschreckengefahr ausfindig zu machen. Das Neueste auf diesem Gebiete ist die Verwendung von Flugzeugen, worüber in englischen und amerikanischen Zeitschriften dieser Tage ausführlich berichtet wurde. Auf zweierlei Weise werden die Flugzeuge gegen die Heuschrecken eingesetzt. Hat sich der Schwarm bereits niedergelassen, so bestreut man ihn aus der Luft mit dichten Wolken von Giftpulver, das die Heuschrecken augenblicklich tötet und ihre Scharen bei genügend intensiver „Bearbeitung“ so sehr dezimiert, daß der Rest beim Weiterfliegen keinen großen Schaden mehr anrichten kann. Das besallene Feld muß allerdings verloren gegeben werden. Besser ist deshalb, die Heuschrecken gar nicht erst zum Niederlegen kommen zu lassen, wozu man sich gleichfalls der Hilfe des Flugzeugs bedient. Wird von den aufgestellten Beobachtungsposten die Annäherung eines Heuschreckenschwarms gemeldet, so schießt man ihm eine Anzahl Flugzeuge entgegen, deren

Aufgabe es ist, die Tiere durch den ungewohnten Anblick und den Motorlärm so sehr zu erschrecken, daß sie von der ursprünglich eingeschlagenen Richtung abweichen und sich in fahle, unbewohnte Gebiete abdrängen lassen. Selbstverständlich setzt das ein sehr geschicktes Manövrieren des Piloten voraus, denn ein Sineingeraten in die Heuschreckenschwarme kann u. U. zum Absturz des Flugzeugs führen, während andererseits ein Erfolg des Abdrängungsmanövers nur dann zu erwarten ist, wenn der Flieger so dicht wie möglich an den Schwarm heranfliegt.

Giftigste Tiere

Es gibt eine ganze Reihe Tiere, denen Gifte nichts anhaben können oder die erst beim Genießen unwahrscheinlich großer Mengen Vergiftungserscheinungen aufweisen. So wirkt geringer Arsengehalt bei Menschen sofort tödlich. Kinder sind gegen kleine Mengen vollkommen unempfindlich, und erst 15 bis 20 Gramm dieses gefährlichen Giftes sind notwendig, um bei ihnen den Tod herbeizuführen. Atropin schadet Ratten und Säugern fast nichts, und erst bei der Einnahme einer vierhundertmal so großen Menge, die beim Menschen tödlich wirken würde, stellt sich bei diesen Tieren der Tod ein. Der Zgel stirbt erst beim Genuß von sechsmal soviel Hyantali und viermal soviel Sublimat. Besonders unempfindlich gegen Gifte scheinen kleine Lebewesen zu sein. So kann die Schnecke ungeheure Mengen Strichnynn vertragen; vollkommen unempfindlich gegenüber dem Genuß dieses Giftes scheinen Mottenraupen zu sein. Man konnte beobachten, daß sie sich in mit Strichnynn bestrichenen Kleidungsstücken sehr wohl fühlten und sie sogar den an-

deren, giftigen Stoffen vorzogen. Mehlmotten hatte man in mit Strichnynn vergiftetes Mehl gesetzt, wo sie sich durch das Gift keineswegs im Genuß des Mehles stören ließen.

Professor Woronoffs Affensjarm wird aufgelöst!

Wie Professor Steinach hatte auch der Russe Woronoff eine Verjüngungstheorie ausgebildet, die vor einigen Jahren viel von sich reden machte. Jetzt ist es schon seit langem recht still um Steinach und Woronoff geworden. Und es scheint, daß auch dieser Traum der Menschheit, alt wie Methusalem zu werden, ausgeträumt ist; denn die Farm, in der Woronoff die für seine Experimente nötigen Tiere, Affen, aufzog und bereit hielt, wird in diesem Sommer aufgelöst. Obwohl über die Gründe, die für die Einstellung der Woronoffschen Versuche entscheidend sind, nichts verlautet, darf man doch wohl mit Recht annehmen, daß die von Woronoff und seinen Freunden erwarteten Erfolge ausgeblieben sind. Die Grenzen, die die Weltordnung dem Menschen in dieser Hinsicht gesetzt hat, dürften wohl kaum überschreitbar sein.

Wirtschaftskrise verhindert Walfang

Die Wale haben zwei unerwartete Schonjahre vor sich. Allerdings ist es nicht Mitleid mit den Walen oder Rücksicht auf den Nachwuchs, was die Menschen zur Einstellung des Walfanges zwingt. Vielmehr ist es die Wirtschaftskrise, die diese Maßregel erzwingt. Der in den letzten Jahren ganz gewaltig ausgedehnte Walfang hat den Waltranmarkt derart überschwemmt, daß auf Jahre hinaus kein Bedarf an Tran entstehen dürfte. Während 1924 erst 112 000 Tonnen Tran gewonnen wur-

erstermal bei den Kämpfen um die französische Stadt Bayonne im 17. Jahrhundert verband und dann bei der französischen Armee eingeführt —, sieht man diesen unzerfetzten „Mayonnaise“ nicht sofort an. Im Kampfe gegen die Engländer belagerte 1756 der Marschall von Richelieu die Hafenstadt Mahon auf Menorca, siegte zur See und nahm den Platz ein. Bei ihrer Rückkehr schloß man daher die Sieger in Paris mit Mahonöschleifen und nannte sogar eine neue Sauce Mayonnaise, woraus die Mayonnaise geworden ist.

Recht seltsam ist der „Khabarber“ zusammengesetzt, der auch ein Stück Geographie mitschleppt. Zu dem russischen Namen der Wolga, Rha, ist das lateinische barbarus = fremd, ausländisch getreten; es ist also die an der Wolga wachsende ausländische Pflanze. Im 16. Jahrhundert wurde er in Europa bekannt. Aus dem Osten stammt auch der nach dem Flusse Bhabis südlich des Kaukasus benannte „Sofan“, aus Majuren unsere „Mazurka“, ehemals ein polnischer Nationaltanz, der unter dem Polenkönig August III. im 18. Jahrhundert weit verbreitet war, und schließlich die „Kutschke“, bei der wir heute wirklich nicht mehr an irgendeine ausländische Herkunft denken, zumal sie schon seit 1500 bei uns bekannt ist. Heimatsberechtigt ist sie aber in dem Dorfe Kocs (ungar. kocs) bei Raab, das ihr den Namen gegeben hat. Früher sagte man daher richtiger „Kotschi-Wagen“ und „Kutschwagen“.

Auffällig viel haben Kleinasien und der Orient zu unserem Wortschatz beigetragen! Auf Goza im südlichen Palästina geht die „Gaze“, auf Pergamon das „Pergament“, auf Damaskus in Syrien der „Damast“ und auf Mosul am Tigris, das schon im Mittelalter durch Herstellung feinerer Tücher berühmt war, der „Muffelin“ zurück. Ein hohes Alter besitzt auch die „Bluse“. Zwar haben wir sie aus dem französischen blouse bekommen, aber dieses ist auf die ägyptische Stadt Pelusium zurückzuführen, die im Mittelalter viel Indigo anbaute und die Infertigung blauer Mittel zu einer besonderen Industrie machte; Kreuzfahrer brachten diese Blusen und mit ihnen den Namen nach Europa. Ein aus Seidenzeug gefertigter Thronhimmel hieß nach der Stadt Balдах, d. i. Bagdad, „Balдахin“, das ehemalige Syene am Nil, das heutige Assuan, gab dem „Shenit“ seinen Namen und Ammonium, im Altertum durch das Orakel des Jupiter Ammon berühmt, dem „Ammoniak“, denn aus dem salzhaltigen Wasser der Dase Siwa, in der das Heiligtum lag, wurde ein schönes, reines Salz gewonnen.

Zum Schluß zurück nach Deutschland! Ehe das bayrische Bier Weltruf erlangte, standen die Niederachsen als Bierbrauer in besonders gutem Ansehen. Von ihnen stammt unser „Bockbier“. Es hat nämlich nichts mit dem Bock zu tun, sondern hat in der hannoverschen Stadt Einbeck das Licht der Welt erblickt, ist also bestimmt aus „Einbecker“ Bier. Dr. A. Weibel.

Heber Umstimmungs-therapie

Von Prof. Dr. Wolfgang Weichardt, Wiesbaden

In den letzten Jahren ist eine gewaltige Literatur in der medizinischen Fachpresse über die sogenannte Umstimmungsbehandlung oder unpezifische Therapie angehäuft, so daß man sich fragen muß, warum diese Hochflut scheinbar ganz unermittelt entstanden ist?

Es wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß auch schon die alten Ärzte sich rein empirisch dieses Behandlungsweges bedienten. Warum wurde er meist verlassen und wird erst jetzt wieder in zielbewusster Weise verfolgt?

den, betrug die Erzeugung 1929 311 000 Tonnen und im vorigen Jahre gar 462 000 Tonnen, hat sich also in den 6 Jahren seit 1924 mehr als verdreifacht. Ein großer Teil dieser Produktion ist heute noch nicht abgesetzt, denn der Bedarf beträgt nur einen Bruchteil jener Erzeugung. Infolgedessen hat der den Balkan aufnehmende Käufermarkt erklärt, 1931 keinen Tran kaufen zu können. Unter diesen Umständen waren die Walfänger-Gesellschaften gezwungen, in diesem Sommer ihre Schiffe nicht ausfahren zu lassen. Auch im nächsten Jahr ist mit keinem Walfang zu rechnen. Wenigstens haben dies die norwegischen Fanggesellschaften erklärt, die die bedeutendsten der Welt sind. So sind die Wale schneller zu einem Schonjahr gekommen, als dies trotz internationaler Konferenzen, wie der Letzthin in Washington stattgefundenen, zu erwarten war.

Ein Volk der Kokainjünger verfallen

Eine unheimliche Seuche wütet seit einigen Jahren in Ägypten. Ihr sollen nach englischen Berichten nicht weniger als ein Fünftel des gesamten Volkes verfallen sein. Wie verheerend diese Seuche, der Kokaingenuss, die Volkskraft Ägyptens zerstört, wird daraus klar, daß nicht nur die Bebevult das Gift genießt, sondern daß Handwerker und Bauern in steigendem Maße Kokainisten werden. Gewissenlose Individuen führen das Gift aus dem Ausland ein und verdienen ungeheure Summen an der Zerrüttung der Gesundheit des ägyptischen Volkes. So hat ein Großkaufmann aus Kairo, der kürzlich dort verhaftet wurde, ein Pfund Kokain in Wien für 500 RM erworben. In kleinsten Mengen verkaufte er es in seiner Heimat weiter und erzielte dabei nicht weniger als 120 000 Reichsmark. Die ägyptische Regierung will nunmehr mit härtesten Maßnahmen diese Seuche bekämpfen.

Gerade hier zeigt sich der Unterschied zwischen bloßer Empirie und der zielbewussten experimentellen Durchforschung einer Wissenschaft. Die Art der reinen Empirie, das planlose Hin- und Herprobieren ist auch auf diesem Gebiete glücklicherweise jetzt vorüber. Die reine Empirie führt erfahrungsgemäß teils zu maßloser Überschätzung, teils zu unberechtigter Unterschätzung an sich guter Maßnahmen, die dann oft wieder ganz in Vergessenheit geraten.

Das ist jetzt nicht mehr möglich, nachdem wir durch die experimentellen Studien des letzten Jahrzehntes besser über die Grundlagen der unspezifischen Beeinflussungen unterrichtet worden sind.

Erst das, was wir sowohl theoretisch als auch praktisch beherrschen, ist dauernd unser eigen.

Grundlegend für die experimentelle Erfassung war das Studium der Vorgänge, welche nach Einspritzung der verschiedensten Eiweißarten im Tierkörper ausgelöst werden. Die Hochflut der Literatur auf diesem Gebiete begann nun nachweislich, nachdem von mir zunächst ein vereinheitlichendes Prinzip mit Erklärungswert gegeben worden war, unter dem die vielen Einzelsymptome und vermeintlichen alleinigen Ursachen der Heilung (z. B. Fieber, Leukozytose, Entzündung, Antikörperbildung usw.) zusammengefaßt werden können: es war der von mir geschaffene Begriff der Aktivierung der Zellfunktionen durch sekundär im Körper entstehende Spaltprodukte, der sich praktisch außerordentlich bewährt hat (Protoplasmaaktivierung). Unter dieser Aktivierung ist eine Reaktionsänderung der Zellen und ihrer Funktionseinheiten zu verstehen, so daß sie nunmehr auf Reize, auf die sie vorher nur wenig oder gar nicht reagierten, stark ansprechen. Durch die Anschauung, daß durch die verschiedensten Einflüsse der Stoffwechsel derart beeinflusst werden kann, daß gleiche oder ähnliche aktivierende Spaltprodukte im Körper entstehen, ist die früher nicht recht erklärliche Tatsache, daß die verschiedensten Reize in optimaler Dosierung gleiche Wirkungen zeigen können, einer Erklärung zugänglich gemacht worden. Diese Annahme war allerdings erst zu beweisen. Es mußte der experimentelle Nachweis erbracht werden, daß derartige Spaltprodukte nach unspezifischen Einflüssen, z. B. Eiweißinjektionen, im Körper entstehen, in optimaler Dosierung auf die verschiedensten isolierten Organe leistungssteigernd wirken und daß auch am Gesamtorganismus eine derartige Wirkung festzustellen ist.

Dieser Nachweis wurde zunächst von mir und später auch von anderen unter den verschiedensten Bedingungen geführt, so daß er jetzt nicht mehr angezweifelt werden kann. So, diese Auffassung hat sich auch für Nachbargebiete als sehr fruchtbringend erwiesen. Wir wirken also, wenn wir unspezifische Therapie treiben, in bewusster Weise auf die Zellen und suchen sie zu einer erhöhten Leistung im Sinne ihrer spezifischen Leistungen anzuregen. Hierdurch unterscheidet sich diese Therapie in grundlegender Weise von der durch die Arbeiter unserer großen Immunitätsforscher begründeten spezifischen Therapie, z. B. der Therapie mit Diphtheriehefiserum.

Das Antitoxin im Diphtheriehefiserum hat nur zum Teil der Diphtheriebazillen Beziehung, sonst zu nichts im Körper, so daß die Tätigkeit der Zelle an sich bei einer solchen Therapie möglichst ausgeschaltet ist. Auch die neuzeitlichen Chemotherapeutica sollen möglichst nur die Krankheitserreger, nicht aber die Körperzellen beeinflussen. Die unspezifische oder Umstimmungs-therapie arbeitet also im Gegensatz dazu durch Beeinflussung der Zelle, man muß deshalb auf den Zustand der Zelle bei dem jeweiligen Erkrankungsstadium größte Rücksicht nehmen.

Nur ganz bestimmte Dosen eines Reizmittels sind imstande, die gewünschte Leistungssteigerung der Zelle, z. B. bei der Abwehr von Infektionsprozessen, zu erreichen.

Karlseuber Konzerte

Der Münchner Professor Josef Pembaur hat schon immer einen guten Pianistennamen, besonders als Sendbote listigen Geistes. Wir haben davon erst neulich gesprochen und auch zu begründen versucht, warum dem seiner Interpretation und die Meinung über List eigentlich gar nicht so reviditionsbedürftig dünkt. Es kommt eben nur darauf an, wie man vor allem seine Klavierwerke wiedergibt, ob man sie einfach notengetreu herunterleiert oder ob man sie im nachschaffenden Vortrag frei um- und neuformt. Allerdings weicht diese zweite und, wie mir scheint, einzig richtige Art die Erinnerung an die inzwischen etwas mißliebig gewordene Zeit der Improvisationen und Transkriptionen, der aber List selbst angehörte und vor der damals nicht einmal die Klavier besaßen blieben. Trott aller Wandlungen jedoch, welche mittlerweile auch die reproduzierende Kunst mit- und durchgemacht hat, wäre es falsch, einige Vorzüge jener Auffassung — wir nannten sie spätromantischen Klavierstil — ganz leugnen zu wollen, ja, zumal bei List, die nie spröde und sachlich war, sondern stets elastisch und bald wohl ein bißchen sentimental oder sogar in Nebenklängen überpathetisch, ist sie geradezu Vorbedingung und Geheimnis einer noch heute zu erzielenden starken Wirkung. Wie das nun Josef Pembaur, der getreue Erklauder und in manchem ein genialer Argonoffe, langsam eindeutig und mit dem Reiz zwingender Wahrhaftigkeit darlegt, das mußte man freilich bei dem großen

List-Wagner-Konzert

das die Orchestergemeinschaft des Richard-Wagner-Verbandes deutscher Frauen zugunsten des Bayerischen Stipendienfonds im Überaus gut beachteten Eintrachtsaal veranstaltete, selbst miterlebt haben, denn in dürren Worten läßt sich das gleiche Ereignis kaum schildern. Besonders den brillant stürmenden Akkordletzen der XII. Mazurka, aber auch bei dem Cantique d'amour, den der Spieler als milden Abgesang nach dreingab, offenbarte sich seine, keinem Modestitut unterworfenen, sondern nur dem Werkhülten des Meisters dienende Vortragsgabe. Auch ein inhaltlich recht dürftiges „Concert pathétique“ (für zwei Klaviere), das er zuvor mit seiner Gemahlin Maria Pembaur spielte, ließ die Hörer, dank der ungemein fein abgewogenen und doch wieder agogisch sehr

Dem Arzte stehen jetzt außerordentlich viele Mittel für diese Therapie zur Verfügung; sie werden von der Industrie meist als Eiweißinjektionspräparate hergestellt.

Sind die Zellen des Körpers bereits stark geschädigt, so ist besondere Vorsicht bei Einverleibung unspezifischer Reizmittel nötig, weil stark geschädigte Zellen schon auf geringe Dosen mit Lähmung reagieren. Andererseits sind Zellen, welche bereits auf spezifische Abwehrleistungen eingestellt sind, wie die Zellen bei einer chronischen Krankheit, meist ausgezeichnete Objekte für optimale unspezifische Reize, indem eben ihre bereits vorhandenen spezifischen Abwehrkräfte auf diesem Wege außerordentlich gesteigert werden können. Daher erklären sich die guten Erfolge der unspezifischen Behandlung in der Refonwalesenz und auch bei vielen chronischen Krankheiten. Allerdings werden hierbei an den behandelnden Arzt besondere Anforderungen gestellt: er muß mit besonders scharfer Beobachtungsgabe ausgerüstet sein, um alle Reaktionen des kranken Organismus auf den unspezifischen Reiz besonders genau bemessen, abwägen und seine weitere Behandlung danach einrichten zu können.

Der weitere Entwicklungsengang dieses Gebietes ist klar vorgezeichnet. Die Aufgaben der theoretischen Forschung bestehen zunächst darin, dem Praktiker immer vollkommener und sichere Präparate in die Hand zu geben.

Dazu müssen die in den einzelnen Gemischen vorliegenden Spaltprodukte möglichst vollkommen definiert werden. Die einzelnen, chemisch rein hergestellten Spaltprodukte müssen in ihrer physiologischen Auswirkung auf die verschiedensten Organe möglichst weitgehend charakterisiert werden.

Dabei hat es sich gezeigt, daß die Wirkung dieser Spaltprodukte auf ermittelte und überempfindliche Organe meist ganz anders ist als auf normale. Wir sehen z. B., daß Spaltprodukte, die man aus dem Körper gewinnen kann, in kleinen und kleinsten Dosen auf normale Organe gar nicht zu wirken pflegen, wohl aber auf ermittelte und überempfindliche im Sinne der Leistungssteigerung. Es ist also bei der Bemessung aller dieser Mittel die spezifische Zustandsänderung der Organe vorher im Laboratorium zu studieren und später vom Arzt in der Praxis zu berücksichtigen.

Die Mittel der Zukunft werden sicherlich nicht mehr wohllos herausgegriffene Eiweißpräparate sein, sondern aus Gemischen chemisch rein hergestellter Produkte bestehen, deren Wirkung auf die verschiedensten normalen und veränderten Organe man genauestens vorher bemessen kann.

So wird dieser Therapie dadurch, daß sie nach den Regeln der exakten Naturwissenschaften mehr und mehr theoretisch geklärt wird, das Unsichere, das ihr jetzt noch anhaftet, genommen werden.

(Fortsetzungen und Fortschritte)

Einkommensteuergesetz nebst den Bestimmungen über Zuschläge und Krisensteuer mit Durchführungsbestimmungen und sonstigen Ergänzungen. VIII, 186 Seiten H. 8°. Preis kart. 2 RM. — Vermögen- und Erbschaftsteuer nebst Reichsbewertungsgesetz mit Durchführungsbestimmungen und sonstigen Ergänzungen. VIII, 183 Seiten H. 8°. Preis kart. 1,50 RM. Sonderausgaben aus Koch, die gesamten Reichsteuergesetze mit Verweisungen und Anmerkungen. Dritte, neubearbeitete Auflage. München 1932. C. H. Beck. — Diese beiden erschienenen Bändchen werden den Steuerpraktikern, wie auch dem Steuerpflichtigen höchst willkommen sein. Sie enthalten sämtliche einschlägigen Bestimmungen, die für die Praxis irgendwie von Bedeutung sind, und zeichnen sich im übrigen durch die gewohnten Vorzüge der Beck'schen „roten Ausgaben“ aus: übersichtliche, klare Wiedergabe des Gesetzeswortes, lückenlos neuester Stand, wertvolle Verweisungen und Anmerkungen von einem maßgeblichen Bearbeiter, handliches Format und billiger Preis. Die beiden Bändchen seien als zuverlässige und bequeme Taschenausgaben allen Interessenten zur Anschaffung nachdrücklich empfohlen.

freien Musikergemeinschaft nicht so schnell los. Lebhafter Beifall rief immer wieder den von jugendlichem Feuer und leidenschaftlichem Schwung besetzten Pianisten, den durch wahrscheinlich schon Mozart nicht wie einst Clementi einen „hohen Mechanismus“ genannt hätte. — Die gesanglichen Zustände des Konzertes, u. a. Preislieb, Schmelzlieder und Zwiegespräche aus dem ersten „Wallrä“-Akt, fanden in Theo Straß, dem Helidentenor des Badischen Landestheaters, einen für den Konzertsaal über Erwartetes trefflichen Vortrager, dem durch Generalmusikdirektor Josef Krips am Flügel eine der künstlerischen Hochspannung des gesamten Abends voll und ganz entsprechende Unterstützung zuteil wurde.

Auf dem musikalischen Schlachtfeld der Jugend geht der Kampf nun schon in der zweiten Woche weiter, und wieder erbrachten diese

Schlussskonzerte der Badischen Musikhochschule mehrfach schlüssige Beweise einer erstaunlich weitgeführten Unterweisung der Jüglinge. Vortragliche Entgleisungen und technische Verlager gab es kaum, sofern etliche Schüler der herrschenden Grippeepidemie nicht von vornherein zum Opfer gefallen waren und ganz ablagen mußten. Besonders bei einem Kammermusikabend fanden Werke verschiedenster Meister eine sehr adäquate Wiedergabe, aber auch bei dem ersten Sings-Abend machten, wie mir berichtet wird, die Schüler ihre Sache recht gut. Soweit ich persönlich einigen anderen Konzerten anmohnen konnte, fiel mir allerdings auf, daß trotz offenkundig ehelichen Bemühens einzelne der gezeigten Leistungen doch kein den Werken gemäßes Niveau erreichten. Wie wäre das aber auch möglich, wenn man Schülern die saubere Bewältigung von Aufgaben zumutet, deren zunehmenden technischen Schwierigkeiten sie weder gewachsen sind, noch dem geistigen Gehalt? Leider bietet in dieser Beziehung das Gesamtprogramm manch ansehnlichen Punkt, ansehnlich hätte da und dort der Ehrgeiz der Rehrer mehr Rücksicht auf das augenblickliche Können nehmen müssen oder sollte künftig zummindest die Wertwahl nur danach bestimmen. D. Sch.

Die Roster Theatersubvention bewilligt. Der Große Rat in Basel genehmigte den vom Regierungsrat angeforderten Kredit von 400 000 Schweizer Franken als Subvention an das Stadttheater für die Spielzeit 1932/33, vorbehaltlich der Gesamtregelung der Stadttheater-Subventionsfrage.